

Rinder statt Inder!

Das Haustier im Dschungel der Scheinheiligkeiten

Bernard Imhasly

Ein Schlachtverbot für Kühe stellt die Frage: Darf in einer säkularen Demokratie eine Religionsgemeinschaft allen Bürgern vorschreiben, was sie essen dürfen?

Eigentlich wollte ich nicht über das Schlachtverbot von Kühen in meinem Bundesstaat Maharashtra schreiben. In diesen Gefilden tummeln sich Gemeinplätze und Fettnäpfchen und, ja, Heilige Kühe – zu viele, um ungeschoren davonzukommen. Aber wenn einem ein Titel wie dieser durch den Kopf geht, muss man zumindest den Stier bei den Hörnern packen. Vor Jahren hatte ein deutscher Politiker aus Angst vor der drohenden Invasion indischer Intelligenzarbeiter den unsterblichen Wahlspruch „Kinder statt Inder“ geprägt. Und nun sind es diese selbst, die ihren Kühen den Vorrang gegenüber den eigenen Mitbürgern geben.

Wer in Indien „Kuh“ sagt, muss auch „heilig“ sagen. Was so viel wie „Schlachtverbot“ heißt, und schon ist man in einem Dschungel von typisch indischen Widersprüchen und Scheinheiligkeiten. Da ist einmal die Indische Verfassung, die in Paragraph 48 sagt: „Der Staat wird darauf hinarbeiten, [...] das Schlachten von Kühen und Kälbern und anderen Milch- und Zugtieren zu verbieten.“ „Darauf hinarbeiten“? Entweder er tut es oder er tut es nicht. Die indische Antwort: Er tut es und er tut es nicht.

So kommt es, dass nur knapp die Hälfte der Bundesstaaten ein Schlachtverbot kennt. Und unter diesen gibt es solche, in denen das Schlachtverbot zwar gesetzlich verankert wurde – in Maharashtra im Jahr 1976 –, aber es wurde nie dem Staatspräsidenten zur

Unterschrift vorgelegt, konnte daher im Amtsblatt nicht publiziert werden und blieb Papier.

Aber weil dies den Hindu-Parteien nicht genügte, setzte sich hier Gewohnheitsrecht durch, das da lautet: Milchkühe werden in Ruhe gelassen, dafür müssen Ochsen und Stiere auf die Schlachtbank. Die Nicht-Vegetarier kamen zu ihrem Beefsteak, während die Vegetarier einigermaßen ruhig gehalten wurden. Aber nicht alle: Seit 1976 – 39 Jahre lang – campierte vor dem Eingangstor des Schlachthofs von Deonar in Mumbai ein Grüppchen von Gandhianern. Jeden Tag kamen sie im Vorort-Bus angefahren, entrollten ihr Banner – „Rettet unsere heiligen Kühe“ –, während Viehwagen hinein- und Lastwagen von Rindfleisch, Häuten und Knochen an ihnen vorbei hinausfuhren.

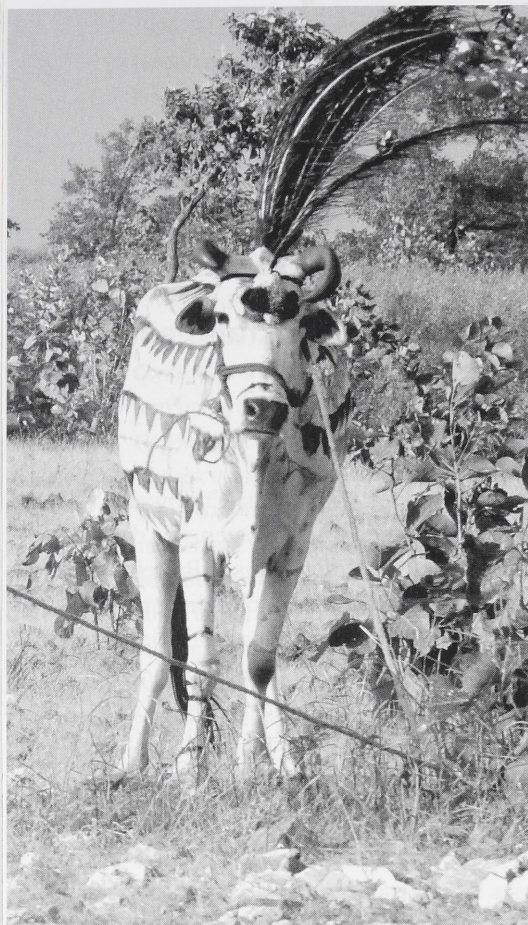
Am 4. März 2015 konnten die Bannerträger zum ersten Mal zuhause – einem Altersheim in Andheri – bleiben. Die neue *Bharatiya Janata Party*-Provinzregierung hatte den Entwurf von 1976 hervorgeholt, abgestaubt, dem Präsidenten vorgelegt und im *Gazetteer* publiziert. Die Hindu-Parteien jubilierten *Gaumata ki Jay!* – „Hoch lebe Mutter Kuh!“ –, die mehreren tausend Metzger, Enthäuter und Viehhändler protestierten. Bauern meckerten, weil sie Haut und Knochen ihrer alten Kühe nicht mehr verramschen konnten. Plötzlich hatten sie eine Einkommensquelle weniger und ein Maul mehr zu füttern.

Und Millionen von Dalits, Ureinwohnern, Muslimen und Christen, für die das Kuhfleisch die billigste Proteinquelle darstellt, waren plötzlich potenzielle Kriminelle. Denn der Staat hatte das 76er-Gesetz gleich noch verschärft: Wer dabei erwischt wird, wenn er Rindfleisch transportiert, im Kühlschrank aufbewahrt oder – Gott bewahre! – isst, riskiert bis zu zehn Jahre Haft.

Eine Woche nach Inkrafttreten dieses rabiatischen Essverbots saß ich im vornehmen *Breach Candy Club* und bestellte einen *Beefburger*. „Beefburger“, notierte der Ober, ohne mit der Wimper zu zucken. Zehn Minuten später biss ich in eine saftige Scheibe Hackfleisch, während meine Freunde vom *Schweizer Treff* zuschauten, quasi offenen Mundes.

Das geht auf keine Kuhhaut!

Ich besaß nicht etwa eine Ausnahmegenehmigung für Ausländer. Aber Indien wäre nicht Indien, wenn es mit dem neuen Gesetz endlich Eindeutigkeit geschaffen hätte. „Wo ist das Problem?“, fragte Ministerpräsident Fadnavis scheinheilig, als es von allen Seiten Proteste regnete. „Verbietet das Gesetz etwa das Schlachten von Wasserbüffeln? Keineswegs! Und schmeckt Büffel Fleisch etwa schlechter als Kuhfleisch?“ Wie kommt es dann, dass viele Restaurants in Mumbai seit Jahrzehnten unter dem Namen „Beef“ genau dies servieren, nämlich Büffel Fleisch? Ich musste zu-



Eine festlich geschmückte Kuh wartet auf ihren Einsatz: Männer des zentralindischen Stammes der Bhil lassen sich (unter Alkoholeinfluss) an Diwali von Rindern „übertrampeln“; wer unverletzt bleibt, dem ist das Glück hold.

Bild: Fabian Falter

geben: Ich hatte nie etwas gemerkt. Der *Buffaloburger* jedenfalls schmeckte mir, gestand ich zähneknirschend, besser als ein *W'bopper* einer bekannten Fast-Food-Kette.

Dennoch zeigte genau diese Begründung, was für eine Charade dieses Schlachtverbot ist, so verlogen, dass sie tatsächlich auf keine Kuhhaut geht. Es war einmal mehr ein opportunistisches Verschieben religiöser Torlatten, um einen politischen Trefker zu landen. Denn das Schlachtverbot von Kühen ist kein ernster religiöser Tabubruch, und schon gar nicht geht es auf uralte Traditionen zurück.

Ein Blick in die Geschichte

Die ersten öffentlichen Proteste gegen die Rinderschlachtung sind keine 200 Jahre alt. Sie stammen aus einer Zeit, als sich erste Protestströmungen gegen die Kolonialherrschaft formierten, waren also schon damals politisch motiviert. Später war es Gandhi, der die Verehrung der Kuh

zum Symbol der Gewaltlosigkeit – *Ahimsa* – stilisierte. Niemand bezweifelt, dass die Veden mit der Problematik von *Himsa* und *Abimsa* gerungen haben. Auch die Kuh wird seit alters verehrt, nicht untypisch für eine agrarische Gesellschaft, in der der Besitz von Kühen ein sozialer und ökonomischer Gradmesser war. Doch die alten Inder waren pragmatisch genug, um aus Verehrung und Proteinbedarf kein Gegensatzpaar zu konstruieren. Das *Manusmriti*, vor 2000 Jahren so etwas wie ein Kasten-Knigge der Hindus, stellt trocken fest: „Es ist keine Sünde, essbare Tiere zu verzehren, denn Gott hat sowohl essende wie essbare Kreaturen geschaffen.“ Das Opfern von Kühen war nicht nur Teil religiöser Rituale, sie wurden beim darauffolgenden Festmahl auch verspeist. Und die Götter waren Feinschmecker, sowohl wenn es um Kuhfleisch ging, als auch wenn es um den Götterwein *Soma* ging, mit dem sie es hinunterspülten.

Die politische Dimension und die Proteste

Aber es geht nicht nur um den Widerspruch zwischen puritanischer Theorie und liberalem Genuss, nicht allein um den Widerspruch, dass der Verzehr von Büffelfleisch (und Pferde-, Hühner-, Schweinefleisch) gestattet ist, während Kühe sakrosankt sind. Empörend ist vielmehr die Selbstverständlichkeit, mit der Politiker in einem säkularen Staat dekretieren, ein religiöses Gebot gelte nicht nur für die Anhänger einer Religion, sondern für alle Bürger (einschließlich der vielen Hindus, die nicht Vegetarier sind). Von da ist es nur ein kleiner Schritt, die Religion der Mehrheit zur allesbestimmenden Gesetzesgrundlage zu machen – die *Scharia* lässt grüßen.

An dieser schleichenden Politisierung stoßen sich denn auch die meisten Proteste. Das selektive Schlachtverbot passe schlecht zu einer Gesellschaft, stand in der Zeitung *Mint*, die zu Recht stolz sei auf ihre multireligiöse Tradition. Toleriert nicht gerade der Hinduismus alle Glaubensformen? Mehr noch: Macht nicht gerade diese Religion die Vielheit quasi zu ihrer einzigen Doktrin?

Einsprachen vor dem Obersten Gericht in Mumbai machten eine gravierende Verletzung grundlegender Verfassungsrechte geltend. Wie kann der Staat mir vorschreiben, was ich essen darf? Sie weisen aber auch auf die soziale und ökonomische Diskriminierung hin, die das Gesetz fördert. Es trifft die Ärmsten – und typischerweise jene, die am härtesten körperlich arbeiten – für die Rindfleisch die einzige Proteinquelle ist, die sie sich leisten können.

Denn auch Büffelfleisch ist inzwischen wegen seines Exportwerts weit teurer als jenes von Rindern, seien es Stiere oder Ochsen. Natürlich modert hier unterschwellig auch das Kastendenken weiter. Denn warum darf man weiterhin Büffelkühe schlachten? Weil sie nicht hellhäutig und treuherzig sind wie die *Brahmini Gai*, sondern dunkelhäutig und stumpf, wie Ureinwohner und Dalits eben!

Einmal mehr war es das ungezogene Maul von Salman Rushdie, das mit seinem Twitter-Kommentar die wunde Stelle traf: „Ich gratuliere dem Staat Maharashtra! Es ist dort jetzt sicherer, eine Kuh zu sein, als eine Frau, ein Dalit oder ein Muslim.“

Zum Autor

Der 1946 geborene Waliser Bernard Imhasly arbeitete von 1990 bis 2007 als Südostasien-Korrespondent für die NZZ. Der studierte Linguist und Ethnologe lebt seit 1984 in Indien und ist mit einer Inderin verheiratet. Zurzeit lebt Imhasly in der Nähe von Mumbai.